

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

4.

Donnerstag, am 24. Januar 1850.

Dampfschiffahrt auf dem Ganges und dem Indus.

Die Einverleibung des Pendschab in die englischen Besitzungen in Ostindien hat der Dampfschiffahrt die Möglichkeit eröffnet, die Hilfsquellen dieses gesegneten Landstriches zu entwickeln, der von den zahlreichen Strömen, die ihn durchschneiden, seinen Namen führt*). Der Indus, der einst den Hauptkanal des Handels nach Central-Asien bildete, bietet mit seinen Nebenflüssen noch immer eine treffliche Verbindungsstraße dar, deren Vortheile dem praktischen Blicke der Engländer nicht entgangen sind. Ebenso lang wie der Mississippi, viel tiefer, und mit Inbegriff seiner verschiedenen Arme über sechshundert deutsche Meilen weit schiffbar, kann der Indus alles das für Ostindien werden, was der Mississippi für Amerika ist. Es erfordert nur einen energischen Angriff von Seite der Regierung, um das große Communicationsystem, welches die Natur in ihre Hände gelegt hat, mit Hilfe des Dampfes auszubeuten.

*) Pendschab heißt bekanntlich „das Land der fünf Flüsse.“

Die in der Anmerkung genannten Werke*) haben den Zweck, die Regierung von Ostindien zu bewegen, ihre Aufmerksamkeit auf die hierzu nöthigen Arbeiten zu richten und sie mit größerem Eifer zu betreiben. Das eine erstattet Bericht über den bisherigen Fortgang der Dampfschiffahrt in Indien, das zweite bringt Verbesserungspläne in Vorschlag. Herr Albert Robinson theilt die Beschreibung eines Dampfschiffahrtssystems mit, nach welchem er selbst fünf oder sechs Fahrzeuge erbaut hat, die auf dem Ganges in Thätigkeit sind; Herr Bourne entwickelt ein anderes Project, von dem er noch vortheilhaftere Resultate erwartet.

Im Jahre 1834 ließ die ostindische Compagnie eine Linie von eisernen Dampfböten zur Beschißung des Ganges errichten, welche jedoch nur einfache Schleppschiffe waren und weder Reisende noch Güter führten. Während einer Reihe von Jahren hielt man sich an diese unvollkommene Einrichtung, die ursprünglich in

*) Account of recent improvements in the System of navigating the Ganges by Iron Steam Vessels, by Albert Robinson, London, 4 Vol. — Indian river navigation, by John Bourne, London, 4 Vol.

Amerika angenommen wurde, wo man sie aber, nachdem man sich von ihrer Mangelhaftigkeit überzeugt, schon längst aufgegeben hat. Herr Robinson war, wie es scheint, als Ingenieur in Amerika angestellt, ehe er nach Indien kam; als er die großen indischen Flüsse erblickte, ward er von dem Contrast überrascht, der zwischen den zur Befahrung derselben gebrauchten Dampfböten und den von den Amerikanern erbauten stattfand. Er faßte sogleich den Entschluß, daß der Ganges eben so schöne, große und schnell fahrende Dampfer besitzen solle, als diejenigen, die er auf den Flüssen der Vereinigten Staaten kennen gelernt hatte. Zu diesem Zwecke untersuchte er den Ganges, maß dessen Breite und Tiefe auf einer Strecke von achthundert (engl.) Meilen, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Entwurf ausführbar sei, ging er mit einer Ausdauer ans Werk, die kein Hinderniß zurückschrecken konnte.

Unternehmungen dieser Art sind in Indien nicht leicht. Die Apathie, welche das Klima zuwegebracht, die Neigung, sich mit allem Bestehenden zu begnügen, die Unwissenheit der Eingebornen und die Erschlaffung der Europäer unter den senkrechten Strahlen einer glühenden Sonne bieten fast unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Indessen fand Herr Robinson einige Freunde, die ihn zu unterstützen bereit waren. Er zeichnete die Grundrisse seiner Schiffe, und schickte sie nach England, wo sie in Fairbairn's Werften an der Themse ausgeführt wurden, worauf er sich die Fahrzeuge mit den Maschinen zusenden ließ. In Indien angekommen, brachte er es mit Hilfe eingeborner Handwerker, die unter seiner Leitung arbeiteten, dahin, daß sie in den Stand gesetzt wurden, die Flußschiffahrt mit einem Erfolge zu betreiben, der seine Erwartung übertraf, und er ließ in seinen Bestrebungen nicht nach, bis er sechs oder sieben Dampfer hergestellt hatte, welche gegenwärtig die Verbindungen auf dem Ganges mit Schnelligkeit und Regelmäßigkeit unterhalten.

Der Ganges ist von Allahabad bis Kalkutta, d. h. 787 engl. Meilen weit, schiffbar. Die reißende Strömung, die den Fahrzeugen des Landes große Schwierigkeiten entgegenge-

stellt, wird von den Dampfböten leicht überwunden. Diese haben eher noch die Jahreszeit des niedrigen Wasserstandes zu fürchten, während welcher an vielen Stellen die Tiefe kaum drei Fuß beträgt. Auf diesen Punkt hat Herr Robinson ganz besonders die Aufmerksamkeit der ostindischen Compagnie geleitet und die Idee angeregt, Kanäle in den Sand zu graben, der den Boden des Flusses bildet und der, wenn man ihn ganz einfach durch Bambus, die man darin versenkt, erheben würde, sogleich durch den Strom hinweggespült werden müßte. Verschiedene Beispiele, die er anführt, zeigen, wie wenig Unkosten die hierzu nöthige Arbeit verursachen würde, um die Fahrt zu jeder Jahreszeit bewerkstelligen zu können, wogegen jetzt die Schiffe auf ihren Reisen oft mehrere Tage aufgehalten werden. Wenn man die Resultate erwägt, die schon durch die Energie eines einzigen Mannes hervorgebracht worden, so kann man die Wichtigkeit derjenigen nicht bezweifeln, welche durch das Einschreiten der Regierung mit ihren mächtigen Hilfsquellen erzielt werden dürften.

Der Indus bietet größere Schwierigkeiten dar, als der Ganges. Die Strömung ist noch schneller und erfordert daher eine stärkere Dampfkraft; dagegen ist die Tiefe des Wassers auf einer Strecke von 500 Meilen nicht unter 5 Fuß, weshalb der Fluß bis dahin für Dampfschiffe erster Größe zugänglich ist, während die Fahrzeuge zweiter Größe noch 500 Meilen weiter hinauf segeln können.

Herr Bourne, welcher Ingenieur bei einer der in Indien projectirten Eisenbahnen ist, und das Land gründlich studirt hat, spricht die Ueberzeugung aus, daß die Dampfschiffahrt noch lange Zeit den Vorzug haben werde, einmal aus der sehr einfachen Ursache, daß die Flüsse schon da sind, während die Eisenbahnen erst gebaut werden müssen, und dann, weil der Wasser-Transport mit einer beträchtlichen Ersparniß verknüpft ist. Er macht daher in seinem Berichte den Vorschlag, die Wohlthaten der Dampfschiffahrt nicht nur auf den Ganges und Indus, sondern auch auf die Flüsse Godavery und Nerbudda auszudehnen. Zu diesem Ende

hat er eine Art leichter Bote erfunden, die kaum einen Fuß Wasser ziehen und mit Rädern versehen sind, um sie in den Stand zu setzen, über die Sandbänke wegzufahren. Es ist dies eine ganz neue Proceedur, die, wenn sie sich bewährt, der Dampfschiffahrt bedeutenden Vorschub leisten würde, da man letztere alsdann an Orten einführen könnte, die ihr bis jetzt noch unzugänglich geblieben sind.

Die Schrift des Hrn. Bourne enthält anziehende Details über den Handel auf den Flüssen Indiens, wovon wir als Probe folgenden Passus in Betreff der Colonisation von Kaschemir übersetzen:

„Ein Hauptvortheil, den die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Indus gewähren würde, besteht in der Leichtigkeit, die sie uns darbietet, Kaschemir und die benachbarten Districte zu colonisiren. Eine Militär-Colonie in diesen Gegenden würde eine große Festung bilden, die ganz Central-Asien beherrschen und uns der Nothwendigkeit überheben würde, eine so starke Armee im Pendschab zu halten. Das Klima von Kaschemir ist eines der gesündesten, und da die Dampfschiffahrt schnellere und häufigere Verbindungen ermöglichen würde, so läßt es sich voraussehen, daß die Unternehmung nicht auf sehr große Hindernisse stoßen würde. Das Thal Kaschemir ist ungefähr 120 (engl.) Meilen lang und 20 Meilen breit; es ist mit einem Gürtel von Bergen umgeben, durch welchen sich der Dschelum einen Weg gebahnt hat, und der den Eingang vom Pendschab aus bildet. Die Bevölkerung, die vor einem Vierteljahrhundert 800,000 Seelen zählte, steigt jetzt nicht über 200,000; die drückende Herrschaft der Scheiks, die es 1849 eroberten, hat beinahe den ganzen Handel dieses Landes zerstört. Die Eingebornen sind ein äußerst intelligentes Volk, das aber durch ein langes, hartes Joch seinen kriegerischen Charakter verloren hat. Ausgedehnte fruchtbare Landstriche würden einer Colonie zur Verfügung stehen, die in kurzer Zeit einen Ueberfluß von Produkten daraus ziehen könnte. Kaschemir versteht ganz Indien mit Saffran, und seine Rosenessenz übertrifft die von Persien und allen andern Ländern. Der Reis wird mit

Erfolg angebaut, eben so Mais, Weizen, Hafer und Hirse; alle Früchte und Gemüse Englands könnten hier gezogen werden. Das Land ist dem Seidenbau nicht weniger günstig. Die Kaschemir-Shawls sind überall berühmt; Feuerwewehe und Messerschmiedewaaren von der kostbarsten und feinsten Arbeit werden von eingebornen Künstlern fabrizirt. Das in Kaschemir gefertigte Papier ist schöner als das indische; der Lack ist dort von vorzüglicher Qualität; die Krystalle werden von Steinschneidern mit Geschmack und Geschicklichkeit verarbeitet. Sowohl durch sein gesundes Klima, als durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, die Intelligenz seiner Bewohner und endlich durch seine zur Vertheidigung günstige Lage scheint also Kaschemir am meisten zur Gründung einer Colonie zu passen, die das Bollwerk Indiens gegen eine Invasion von Nordosten sein und zu gleicher Zeit dem Pendschab den Anblick eines kleinen Englands darbieten würde — den Künsten des Friedens geweiht, aber im Nothfall auch für den Krieg gerüstet. Das sparsamste Mittel, ein solches Etablissement anzulegen, wäre, ein Truppcorps in England anzuwerben, dessen Offiziere sowohl als Soldaten nach einer gewissen Dienstzeit Ländereien in Kaschemir erhielten, unter der Bedingung, daß sie und ihre Nachkommen bei der ersten Aufforderung die Waffen ergreifen müßten. Ein weiterer Vortheil wäre dadurch zu erlangen, wenn die Colonisten Bündnisse mit den Seya-Posch abschloßen, einer Völkerschaft des Hindu-Kusch, die das Kaffiristan, im Norden von Kabul, bewohnt und von den durch Alexander in Baktrien angestellten Griechen abstammen soll. Die Seya-Posch sind ein schöner Menschengeschlag, der Jahrhunderte hindurch sein Land gegen die ihn umgebenden muhammedanischen Nationen zu vertheidigen gewußt hat. Ein Bündniß mit diesem Volke würde später dazu führen können, eine zweite Colonie in den Bergen im Norden Kabuls zu errichten, was die definitive Occupation dieses Thales und des Bamian-Passes erleichtern würde, wenn dies zweckmäßig erscheinen sollte. Es ist augenscheinlich, daß, während die Dampfschiffahrt auf dem Indus die Colonisirung von

Kaschemir und der Himalayagegend vermitteln würde, die Errichtung solcher Colonien nothwendigerweise, als Rückwirkung, den Handel auf dem Indus in außerordentlichem Maße befördern müßte. Außerdem würde die Erleichterung und Beschleunigung der Communicationen ohne Zweifel den englischen Fabrikaten neue Abzugsquellen im Pendschab eröffnen.“

Dieser Entwurf ist eine merkwürdige Probe des kühnen Fluges, der den brittischen Geist charakterisirt, wo es sich darum handelt, zum Ruhme des Vaterlandes und zur Vermehrung seiner Macht beizutragen. Die ostindische Compagnie kann sich glücklich schätzen, solche Gehilfen zu besitzen. Mit ihrer Unterstützung werden die neuen Erwerbungen Englands gewiß einen großartigen Aufschwung nehmen und die Wohlthaten der Civilisation sich mit reißender Schnelligkeit über diese von der Natur so reich begabten Länder verbreiten.

Weihnachten und Neujahr.

(Schluß.)

Um den Namen des oder der Zukünftigen zu erfahren, braucht man in der Dämmerung nur auf die Straße zu gehen und den ersten Mann oder das erste Frauenzimmer, die man begegnet um den Taufnamen zu fragen. Es ist auch an vielen Orten Rußlands im Gebrauche hinter den Fenstern zu horchen und aus den gehörten Worten auf das zukünftige Schicksal zu schließen; so heirathet man, wenn von der Ehe, oder man stirbt, wenn von einem Seligen die Rede war. Auch setzen sich die Mädchen im eigenen Zimmer, wenn alles zur Ruhe gegangen ist, ans Fenster und murmeln: „Zukünftiger! fahre am Fenster vorbei!“ Nun horchen sie mit Angst ob Jemand vorbeifährt, und bemerken ob er schnell oder langsam, mit Geräusch oder still, pfeifend oder schreiend gefahren ist. Die Schnelligkeit bedeutet eine schnelle Heirath, das Geräusch einen reichen, das Pfeifen einen lustigen, das Schreien einen zänkischen Mann.

Das langsame Fahren sagt ein elendes, das stille ein friedliches Leben voraus. — Auch hängt man ein Handtuch aus dem Fenster heraus. Wird es schnell feucht, so heirathet man bald, bleibt es trocken, so bleibt man sitzen. — An den Kirchthüren horchen gleichfalls viele Mädchen des Nachts und je nach dem gehörten Kirchengesange bestimmen sie ihr Schicksal. Grablieder wahr sagen den Tod, Loblieder ein freudiges Leben, Hochzeitslieder eine baldige Heirath. — Aus einem Holzstoße zieht das Mädchen in finsterner Nacht ein Stück Holz. Ist es glatt, bekommt es einen guten Mann, ist es knorrig oder gespalten, einen bösen und unbeständigen Mann. Bei Andern bedeutet ein Holz mit Knorren eine kinderreiche, ein glattes eine kinderlose Ehe. — Aus dem Schneewerfen gegen den Wind ist auch das Schicksal zu erfahren. Fällt der Schnee rasch und laut, bekommt man einen jungen, fällt er in einer krummen Linie ungeräuschlos, einen alten oder tauben Mann. — Das Hundebellen ist nicht weniger bedeutsam; ob man es nah oder fern, laut oder dumpf vernimmt, weissagt es eine rasche oder späte Heirath, einen Mann aus der weiten Ferne oder aus der Nachbarschaft. — Hühnern und Hähnen werden Getreidekörner hingestreut, picken sie sie schnell auf, so wird die Hochzeit nicht ausbleiben; wenn sie einander zu zupfen beginnen, so sind Nebenbuhler vorhanden. — Auch legt man einen Ring und einige Getreidekörner auf den Boden, stellt ein Glas Wasser daneben und bemerkt was die losgelassene Henne zuerst thut. Pickt sie zuerst die Körner auf, so bekommt man einen armen Mann. Trinkt sie zuerst Wasser, so wird er ein Trunkenbold sein. Nur wenn sie den Ring ergreift, zeigt es Reichtum an. Bleibt die Henne ruhig sitzen, so erhält man einen friedliebenden Mann. — Die Mädchen gehen auch in den Hühnerhof, fangen aufs Geradewohl eine Henne und erkennen dann aus der Farbe ob ihre Männer blond oder braun oder gar roth sein werden. — Auch legt man im Kreise für jedes Mädchen ein Häufchen Getreidekörner hin und wessen Häufchen die Henne zuerst zu picken beginnt, das heirathet zuerst. — Es werden wieder Hahn und Henne an den Schwän-

zen zusammengebunden, unter ein Netz gelegt und nun bemerkt, wer den andern fortzieht. Daraus schließt man, ob der Mann oder die Frau das Regiment führen werden. — Ein Pferd wird über die Deichsel geführt und wenn es dabei nicht strauchelt, so bedeutet es eine glückliche Ehe. — Des Nachts gehen die Mädchen auf einer weniger besuchten Stelle auf dem Schnee auf und ab und bemerken am andern Morgen, ob die Spuren nicht verwischt sind, was auf eine frohe Zukunft und Kinderseggen deutet, während die verwischten Schneespuren Störung des Hausfriedens voraussagen. — Will man erfahren, ob man lange leben wird, so legt man in eine Schüssel viele Eßlöffel in einem Kreise hin, und jeder bezeichnet sich den ihm gehörigen. Wird dieser Löffel am andern Morgen nicht an seiner Stelle gefunden, so bedeutet es baldigen Tod, sonst lebt man lange. — Man erfährt auch, ob man bald heirathet, wenn man vor Neujahr Figuren aus Brot knetet, jedes Mädchen sich eine Figur zueignet und diese Figuren vor der Thüre einem Hunde vorgelegt werden, wessen Figur er zuerst verschlingt, die heirathet schnell. Läßt er ein Stückchen unverzehrt, so bleibt das Mädchen sitzen. — Zwirnfaden ins Wasser getaucht zeigen gleichfalls die Zukunft an. Drehen sie sich zu einem Knäuel, so wird die Ehe eine unglückliche, schwimmen sie frei herum, bedeutet es Ueberfluß, und sinken sie unter — den Tod. — Einer Beschwörung gleicht die Sitte, daß mehrere Mädchen auf einem Kreuzwege sich zusammenfinden, ein Wolfsfell auf den Boden breiten, mit einem Messer einen Kreis um dasselbe ziehen, um die bösen Geister fern zu halten, das Messer und ein Brot auf's Fell legen, sich daraufsetzen, das Gesicht mit einem Tuche verhüllen, sich dann gegenseitig beim kleinen Finger ergreifen und ruhig sitzen bleiben, um aus dem Pfeifen des Windes, aus dem Luftzuge, aus dem leisesten Geräusche ihr Schicksal zu erfahren. Natürlich hört jede was sie wünscht, oder was ihre Angst ihr glauben macht. — Die Mädchen legen auch einen Kamm unter's Kissen, damit ihnen der Zukünftige im Traume die Haare kämme, was gewöhnlich das Kammermädchen

leise thut, um dem Fräulein beim Erwachen zu sagen: das habe gewiß der Bräutigam gethan. — Ist man begierig zu erfahren, ob man einen Junggesellen oder einen Wittwer bekommt, so braucht man nur einen Haufen Nüsse zu nehmen und beim Zählen der Nüsse zu fragen „Junggesell oder Wittwer?“ Bei welchem Worte man die letzte Nuß zählt, dabei bleibt es. — Man erfährt auch sein Geschick, wenn man einen weiblichen Kopspuß, ein Stück Roggenbrot und ein Scheit Holz unter einen großen Topf legt und auf gut Glück eine Sache herausgreift. Das Holz bedeutet den Tod, das Brot Ueberfluß, der Kopspuß die Ehe. Auch legt man statt des Holzes etwas Stroh hin, das Armuth anzeigt. Selbst eine Art Magnetismus ist bei den russischen Mädchen im Gebrauche. Man legt nämlich Brot, Salz, Kohle und Thon der Art, daß das Brot gegenüber dem Salze, die Kohle dem Thone gegenüber zu liegen kommen. Nun wird eine Nadel eingefädelt, diese am Faden geschwungen und bemerkt, ob sie sich der Richtung des Brotes und Salzes, was als gutes Zeichen gilt, oder in der des Thones und der Kohle bewegt, was für schlecht ausgelegt wird. — Das Wahrsagen mit Bohnen, Karten und aus dem Kaffeesatz ist Sache der alten Weiber, die sich eigens damit befassen, und wir verweisen daher die Begierigen an diese in Rußland nur allzu zahlreiche Klasse. — Wünscht man den Zukünftigen nicht bloß zu sehen, sondern zu berühren und recht nahe zu fühlen, braucht man in später Nacht nur aus dem Besen drei Ruthen zu ziehen, den Unrath von der Schwelle in die Mitte des Zimmers zu fegen, und dann die drei Ruthen unter's Kissen zu legen. Da bringt man die Nacht in Gesellschaft des Zukünftigen angenehm zu. — Auch die Männer können ihre Zukünftige im Traum zu sehen bekommen, wenn sie sich mit dem Stiefel am rechten Fuße zu Bette legen. Sie sehen sie dann im Schlafe ihnen den Stiefel ausziehen. — Die Mädchen setzen zur Erreichung ihres Zieles selbst Engel in Unkosten. Sie brauchen nur, wenn sie sich ins Bett legen, eine Ecke des Kissens anzubeißen und dabei zu sagen: „Ein Engel sagt's ihm, der Andere befiehlt's ihm,

der Dritte zeigt ihn“ und der Zukünftige erscheint bestimmt. — Das Wachsgießen ist noch sehr im Gebrauche und aus den sich bildenden Figuren zieht man Folgerungen für die Zukunft. Weniger wird Blei oder Zink gegossen, und das Goldgießen, wie es früher bei den reichen Bojaren Sitte war, ist ganz abgekommen. Eben so wird aus den Schattenfiguren, die von angezündetem Papier an der Wand sich bilden, auf die Zukunft geschlossen und hier hat die Phantasie ein freies Feld. Außer all den angeführten Mitteln zum Erblicken des geheimnißvollen Gebietes der Zukunft sind noch die Träume aller Art dazu zu rechnen, die von den Kinderwärterinnen und Ammen kunstvoll gedeutet werden.

Die Sitte des Maskirens war bei den Russen in der allerfrühesten Zeit bekannt. Der Erzbischof Lukas eiferte dagegen schon im zwölften Jahrhunderte, weil er es für einen heidnischen Gebrauch betrachtete. Auch in späterer Zeit wurde das Maskentragen und das Verkleiden bei strenger Kirchenbuße und Verweigerung des Abendmahls verboten. Die Nowgoroder waren besonders wegen ihrer Ausgelassenheit in diesen Belustigungen berühmt und ließen sich so sehr vom Wege des Christenthums abführen, daß der Jude Zacharias aus Kiew im Jahre 1470 in Nowgorod eine Kezer-Secte bilden konnte, die die Kabbala lehrte und das Christenthum höhnte. Der Erzbischof Henadius entdeckte diese Secte, der sogar die Fürstin Helene die Schaur Zwans des Großen anhing. Zwan der Große war aber so weise die Schuldigen nur damit zu bestrafen, daß er sie auf Pferden mit dem Gesichte gegen den Schweif gefehrt durch die Straßen Nowgorods führen ließ, Narrenkappen auf dem Kopfe und mit der Aufschrift: „Das Heer Satans.“ Indessen begegnen wir schon unter Zwan IV. die Maskenlust und Maskenfreiheit aufs Aeußerste getrieben, so daß vom Weine und Meth berauscht der Czar mit seinen Hofleuten in Masken tanzten, und er den Fürsten Repnin in der Kirche tödten ließ, weil er sich weigerte eine Maske anzulegen und zu Zwan sagte: „Ist es des Czaren würdig einen Hofnarren abzugeben?“

Zwan ging auch in die Kirche mit seinen

Lieblingen in Maskenanzügen, aber der Metropolit Philipp verweigerte ihm dort den Segen mit den Worten: „Ich erkenne den rechtgläubigen Czar weder in diesem sonderbaren Anzuge, noch in seinen Handlungen. Es wird geraubt und gemordert im Namen des Czaren; es herrscht Gesetz und Recht und Barmherzigkeit unter den Menschen, aber nicht in Rußland!“ Der Czar wagte nichts zu erwiedern, und verließ wüthend die Kirche.

Peter der Erste, Elisabeth und Katharina brachten die Maskenzüge wieder zu Ehren, indem sie selbe mit russischen Gebräuchen verbanden. Seit dieser Zeit sind sie Gemeingut des Volkes, das sie nach ihrer Weise, mit nationalem Humor ausbeutet.

Alte Theater-Bilder.

(Vor 70 Jahren.)

von

Henriette Herz.

(Aus deren nachgelassenen Papieren.)

Die erste dramatische Darstellung, welcher ich bewohnte, war die eines Trauerspiels in einem Privathause. Da die Darstellenden Dilettanten waren, so hatten sie eine unbesiegbare Lust in mir erweckt, ebenfalls Komödie zu spielen. Die Bitte an meine Eltern um die Erlaubniß, mich an den, öfters stattfindenden, dramatischen Vorstellungen thätigen Antheil nehmen zu lassen, wurde mir mit mehr Liebe als Einsicht von ihrer Seite gewährt. Auch die Darstellenden nahmen mich freundlich in ihren Verein auf, ungeachtet ich erst 8 bis 9 Jahre zählte, denn ich war für mein Alter sehr groß. Und so sollte ich denn zunächst in einer Operette als Landmädchen auftreten.

Ich war übergelückt, und in der That fing die fröhlichste Zeit für mich an. Die vielen Proben unterbrachen die Eintönigkeit des häuslichen Lebens aufs Heiterste, und nächstdem war meiner Eitelkeit durch das Zusammenwirken mit Erwachsenen höchlichst geschmeichelt. Ein sehr

musikalischer junger Mann, der sich für das lustige Unternehmen lebhaft interessirte, hatte es übernommen, uns die Gesänge einzustudiren. Ich dachte nur immer an die Zeit, zu welcher ich ihn zu diesem Zwecke bei mir zu erwarten hatte, und nahte sie, so trieb mich meine Ungebuld vor die Hausthüre, von wo ich ausschauete, ob er denn immer noch nicht mit seiner Violine ankomme. Ja zuletzt gesellte sich zu dem Interesse für die Sache, welche der junge Mann förderte, ein sehr lebhaftes für seine Person.

Endlich war Alles aufs Beste eingerichtet, einstudirt, ein- und anprobirt. Denn selbst an den Costümen fehlte nichts mehr, und ich gefiel mir in dem Meinen so sehr, daß es mir noch heute vor Augen steht. Ein weißseidener Rock mit rosafarbenen Bändern besetzt, ein rosafarbenes Mieder, und alles mit glänzenden Silberflittern geschmückt, ein weißseidenes Hütchen mit vielen Porzellanblumen, was konnte man sich Schöneres denken! — Schon war der nahe Tag der Aufführung bestimmt und das Theater, diesmal im Hause einer reichen Jüdin — wie denn auch alle Mitwirkenden Juden waren — aufgeschlagen, als plötzlich ein vernichtender Blitzstrahl in den frohen Kreis hineinfiel, und zwar in Gestalt eines Verbotes der Aufführung seitens der Gemeindeältesten.

Diese regierten damals die jüdische Gemeinde fast unbeschränkt, und ihnen, welche aus den reichsten und angesehensten aber auch orthodoxesten Gemeindegliedern bestanden, gab unsere, ihnen kundgewordene weltliche Belustigung schweren Anstoß. Eine Auslehnung gegen dieses Verbot, oder gar eine Nichtbefolgung desselben wäre in jener Zeit etwas Unthunliches gewesen. Wir waren höchst unglücklich! Man lief zueinander und untereinander, angesehene Gemeindeglieder, weniger strengen Sinnes als die Vorsteher, verwendeten sich für uns, man ging mehrere der Letzteren privatim an, — Alles, Alles vergebens!

Da faßte ich den Entschluß, mich am nächsten Sonntage, als dem Versammlungstage der Gemeindevorsteher, vor die ehrwürdigen Herren zu stellen, und um Gestattung der unschuldigen Belustigung zu bitten; aber ich sagte Nieman-

dem von meinem Vorsatze, weder den Mitgliedern der Gesellschaft noch meinen Eltern. So ging ich denn an dem bestimmten Tage allein in den Versammlungsjaal, und plötzlich stand das kleine dreiste Mädchen vor dem Gitter, hinter welchem die ehrwürdigen Väter der Gemeinde Rath hielten, die bald mich, bald sich untereinander mit Blicken höchsten Erstaunens ansahen. Zuerst sprach ich bittende Worte. Sie schienen wirkungslos. Mein Selbstgefühl war gekränkt, und ich erklärte ihnen nun mit gehobener Stimme, es ziemte sich für so bejahrte und ernste Männer gar nicht, sich um Kinderspiele zu bekümmern! War's dieser Grund, war's meine ganze Erscheinung, welche wirkte, kurz, ich erreichte meinen Zweck!

Außer mir vor Freude, lief ich nun von einem Mitgliede der Gesellschaft zum andern, um die beglückende Kunde zu bringen. Es war Winter, ich glitt, ich fiel, ich erhielt beim Nachhausekommen von meinen Eltern, die mich vermißt hatten, wohlverdiente Vorwürfe, Alles ging in der Freude meines Herzens spurlos an mir vorüber.

Die Vorstellung fand statt und noch zwei andere folgten ihr. Man bewunderte mein Spiel, meinen Gesang, und vor Allem meine Gestalt und mein Gesichtchen, man hob mich nach beendigtem Schauspiel von der Bühne herab und küßte und herzte mich, man sagte mir höchst Schmeichelhaftes, kurz man that Alles, was mich verderben konnte, und dies wäre erreicht worden, hätte nicht eine bessere Einsicht der Eltern bald meiner Mitwirkung auf den Brettern ein Ende gemacht.

Es folgte hierauf eine lange Fastenzeit für meine Theaterliebhaberei. Nur einmal jährlich wurde ich von meinen Eltern in das Theater mitgenommen. Es war die Blüthezeit der Mara. Ungeachtet die Näscherien, welche ebenfalls mitgenommen wurden, meine Aufmerksamkeit ziemlich in gleichem Maße in Anspruch nahmen, als diese große Sängerin, so erinnere ich mich dennoch ihrer wunderherrlichen Stimme noch heute. Sang sie die durch sie berühmt gewordene Arie: *mi paventi*, so war die Wirkung, welche sie auf das volle Haus machte,

fast zauberhaft. — Zur Zeit Friedrichs des Großen bestand das Publikum des Parterres ausschließlich aus Soldaten, welche auf Befehl des Königs in die Oper geführt wurden. Wir hatten unsere Plätze in einer Parquet-Loge, und oft störte uns das Geräusch, welches die Masse der dicht aneinander gedrängten Soldaten fast nothwendig verursachen mußte, wenn sich auch nur einige von ihnen bewegten, oder auch ihr Geflüster, denn laut durften sie freilich nicht sein. Sang aber die Mara eine Bravourarie, so hörte man auch von diesen, damals zum großen Theil sehr rohen Soldaten nicht den geringsten Laut oder auch nur eine Bewegung. Mit zurückgehaltenem Athem standen selbst sie da, die lautloseste Stille herrschte im ganzen Hause. Hatte sie geendet, so ging ein tiefer Athemzug durch die ganze gedrängte Menge.

P. J. Proudhon,

der radicale Socialist.

(Fortsetzung.)

Proudhon stellt sich bei seiner Lösung der Frage von vorn herein auf den juristischen Standpunkt. Er setzt die juristische Distinction zwischen Besitz und Eigenthum mit allen ihren Widersprüchen und Folgen ebenso unbefangen und ungeprüft voraus, wie früher die Begriffe der Freiheit, Billigkeit, Gleichheit, des Rechts. Er erklärt mit Juristen wie Durantou und Toullier allen Besitz für ein Factum: zeigt aber nachher durch die Art und Weise, wie er diesen Besitz charakterisirt, daß er unter Besitz nur das körperliche Innehaben einer Sache, die Detention verstehe. Diesen Begriff des Besitzes will er unangetastet stehen lassen, während das Eigenthum gänzlich fallen soll. Da er aber überhaupt schon mit der Distinction zwischen Besitz und Eigenthum sich begnügt und die Frage, wie es denn komme, daß der Besitz zum Eigenthum führt und wo die bestimmte Grenze zwischen Besitz und Eigenthum sei, gar nicht beantwortet: so bleibt es unerklärlich, wie solche

absolute Gegensätze ineinander übergehen können, und daß der eine — der Besitz — den andern wenigstens als Möglichkeit schon enthält.

Proudhon hält die juristischen Kategorien für Dogmen, an die man glauben müsse: der Herrschaft des einen Dogma's will er nur deswegen ein Ende machen, damit das andere um so besser und ungestörter herrschen könne. So verkehrt sich unter seinen Händen die rein theoretische Arbeit der Lösung der Eigenthumsfrage zu einer praktischen, zu einem Besitzstreit, einem Proceß, den er im Interesse der Proletarier gegen die ganze Gesellschaft führt. „Ich beweise,“ sagt er, „daß die, welche heut zu Tage nicht besitzen, mit demselben Rechte Eigenthümer sind, wie die, welche besitzen. Aber anstatt daraus zu folgern, daß das Eigenthum unter Alle zu vertheilen sei, fordere ich nur, daß es im Interesse der allgemeinen Sicherheit für Alle abgeschafft werde. Proletarier, wenn ich in diesem Rechtsstreit unterliege, so bleibt euch Allen und mir weiter Nichts übrig, als uns die Hälse abzuschneiden.“ Besitz und Nicht-Besitz sind für ihn die wichtigsten Gegensätze, von deren Ausgleichung aber nicht etwa die Existenz Aller, sondern nur Einiger, der Proletarier, abhängen soll. Besitz und Nicht-Besitz, Eigenthum und Eigenthumslosigkeit sind ihm die charakteristischsten Widersprüche, die handgreiflichsten Ungerechtigkeiten der Gesellschaft; daher fühlt er sich gedrungen, als Advokat einer Partei, der Eigenthumslosen und Proletarier aufzutreten und der andern Partei, den Eigenthümern zu beweisen, daß seine Klienten ein eben so gutes Recht auf Besitz und Eigenthum haben, wie sie selber. Er verbindet nicht die Thatsache des Eigenthums mit der Thatsache der Eigenthumslosigkeit, den Reichthum mit der Armuth zu einem einzigen Zustand, er steht in diesen beiden Thatsachen kein eng zusammenhängendes Ganze, keinen Block aus einem Guß, der vermöge eigener Schwere sich zusammenhält, und dessen Schwerpunkt gefunden, dessen Fundament untersucht werden muß, damit man ihn bewegen und aufheben kann; sondern er gräbt eine tiefe Kluft zwischen Eigenthum und Armuth, auf die eine Seite stellt er die Besitzer,

die Habenden, auf die andere die Proletarier, die Nicht-Habenden, und sodann versucht er, die Kluft durch den Begriff des Rechts, der, wie wir später sehen werden, auch nur eine Abstraction ist, auszufüllen. Seine abstracte Kategorie des Rechts zwingt ihn, nur die Gegensätze eines Zustandes zu betrachten; diese stellt er dann gegenüber und mißt sie mit den Maßen seiner absoluten Kategorien, die aber im Grunde nur die Voraussetzungen der bestehenden Gesellschaft sind. Wo er nun einen Widerspruch gegen diese Kategorien, gegen die Freiheit, Gleichheit, das Recht und die Gerechtigkeit zu sehen glaubt: da zeigt er entrüstet auf den einen Gegensatz, der allein die Schuld dieses Widerspruchs, dieser Unfreiheit, Ungleichheit, dieses Unrechts und dieser Ungerechtigkeit trage und der deshalb gänzlich aufhören müsse.

Zu seinen früheren Voraussetzungen hat sich also noch eine gesellt: die der Armuth, des Proletariats. Diese untersucht er gar nicht weiter: denn sie ist ihm von Hause aus etwas Berechtigtes, Absolutes. Er übersteht daher, daß die Proletarier den Zustand ihrer Unfreiheit und Rechtlosigkeit selbst verschuldet haben; das Getümmel seiner Voraussetzungen und Parteiansichten betäubt ihn so sehr, daß er die Eigenthümer sogar der Schuld zeihet, das Proletariat, die Ungleichheit, Unfreiheit und Rechtlosigkeit in's Leben gerufen zu haben, daß er den Proletariern zuruft: „Ihr habt den Eigenthümern gegenüber Recht und verliert ihr den Proceß: dann schneidet euch die Hälfte ab! Mit diesem herzlichen Zuruf, den sich die Proletarier seiner ungemainen Klarheit wegen gewiß merken werden, begnügt er sich nicht, sondern verspricht dem ganzen Trödel durch seine utopische Phrase von der Gerechtigkeit, die diesmal unter der Maske der „allgemeinen Sicherheit“ austritt, ein Ende zu machen: das Eigenthum, meint er, soll für Alle abgeschafft werden.

Wir wissen nun, daß Proudhon, noch ehe er die Eigenthumsfrage löst, an der einen Seite der menschlichen Gesellschaft einen Hintergrund, eine Partei sich geschaffen hat, deren Vorkämpfer er sein und der er den Sieg verschaffen will. Die folgende Darstellung wird

zeigen, wie eine Kritik ausfallen muß, die aus dem verwirrten Knäuel einer Partei heraus, wie aus einer Wolke nur blihen und donnern kann, die von einer oder einigen feststehenden Kategorien ausgeht und es nur mit den Widersprüchen und Gegensätzen zu thun haben kann, die sich ihrer Einseitigkeit und Halbstarkeit entgegenstellen.

Proudhon geht alle Behauptungen durch, die von den Philosophen, Oekonomisten und Rechtsgelehrten für die Heiligkeit und höchste Berechtigung des Eigenthums aufgestellt worden sind und prüft die Entstehungsgründe desselben.

Den Beweis, daß das Eigenthum kein natürliches Recht sei, führt er mit Hilfe der Einkommensteuer, der Armentare und der Verwandlung der fünfprocentigen Rente.

„Warum zahlt der Reiche eine höhere Steuer, als der Arme? — Das ist gerecht, antwortet man, weil er mehr besitzt. — Ich gestehe, daß ich diese Gerechtigkeit nicht begreife.

„Wenn das Eigenthum ein natürliches Recht ist, wie dies die Erklärung der Menschenrechte von 1793 will, so ist all das Meinige kraft dieses Rechts eben so heilig, wie meine Person; es ist mein Blut, mein Leben, es ist ich selber: wer es anrührt, verletzt meinen Augapfel. Meine 100,000 Thaler Einkünfte sind eben so unverletzlich, wie das Taglohn der Grisette, welches 5 Silbergroschen beträgt. Die Steuertaxe richtet sich nicht nach dem Verhältniß der Kraft, der Taille, des Talents: ebensowenig darf sie nach dem Verhältniß des Eigenthums eingetheilt werden.“

Wenn daher, folgert Proudhon, der Staat dem Reichen eine höhere Steuer auferlegt: so anerkennt er selber die Ungleichheit der Rechte und die Gesellschaft besteht nicht mehr, um das Eigenthum zu vertheidigen (!), sondern um es aufzuheben. Dann sind wir aber eine geraume Strecke entfernt von dem Recht des Eigenthums, als einem natürlichen, absoluten und unveräußerlichen. —

„In England gibt es eine Armentare: man will, ich solle diese Taxe bezahlen. Aber

in welcher Beziehung steht mein natürliches und unverjährbares Eigenthumsrecht zu dem Hunger, der zehn Millionen Arme quält? Ich will wohl Almosen reichen, wenn ich gerade Lust habe: aber wie kommt man dazu, mir das Meinige gewaltsam zu nehmen?" —

„Jedermann in Frankreich fordert die Verwandlung der fünfprocentigen Rente: das ist ja die Aufopferung einer ganzen Eigenthums-Ordnung. Es ist recht, die Rente zu verwandeln, wenn es das Staatsrecht erheischt: aber wo bleibt denn da der gerechte und vorläufige Ersatz, den die Charte verspricht? Nicht allein gibt es dafür keinen, dieser Ersatz ist nicht einmal möglich: denn wenn er dem aufgeopferten Vermögen gleichkommen soll, so ist die Verwandlung der Rente unnütz.“

„Man behauptet, jede ewige Rente sei ihrer Natur nach wiederkäuflich. Diese Maxime des bürgerlichen Rechts ist, sobald man sie auf den Staat anwendet, für Leute gut, die zur natürlichen Gleichheit der Arbeiten und Güter zurückkehren wollen: aber aus dem Gesichtspunkt des Eigenthümers und im Munde der Conversionisten ist sie die Sprache der Bankerutirer. Der Staat ist nicht allein der Schuldner, er ist auch der Versicherer und Bewahrer des Eigenthums: als solcher bietet er die möglichst größte Sicherheit. Wie darf er also seinen Gläubigern, die ihm ihr Vertrauen geschenkt haben, Gewalt anthun, und ihnen nachher noch von öffentlicher Ordnung und Gewährleistung des Eigenthums sprechen? Bei einer solchen Spekulation ist der Staat kein Schuldner, der durch Zahlung sich freimacht, sondern er ist ein Speculant, der auf Actien eine Unternehmung zu machen vorspiegelt, die Actionäre in die Falle lockt, und dann gegen sein eigenes Versprechen sie zwingt, 20, 30 oder 40 Procent von den Zinsen ihres Kapitals zu verlieren.“

„Der Staat kann nicht ohne genügenden Ersatz die Aufopferung eines Stück Acker, eines Weinbergzypfels fordern, noch weniger hat er die Macht, die Taxe der Bachtgelder herabzusetzen: wie sollte er wohl das Recht haben, die Rente zu vermindern?“

„Ein auf das Princip des Eigenthums gegründeter Staat kann niemals die Renten ohne den Willen des Rentiers wiederkaufen. Die Wiederbezahlung erzwingen, heißt in Bezug auf die Rentiers den Gesellschaftsvertrag zerreißen, diese außerhalb des Gesetzes stellen.“ —

„Das Alles fühlen die Vertheidiger des Statusquo recht gut, und dennoch wird die Verwandlung der Rente früher oder später vor sich gehen, und das Eigenthum wird verletzt werden, weil es nicht anders sein kann; weil das Eigenthum, welches für ein Recht gehalten wird, obwohl es keins ist, durch das Recht zu Grunde gehen muß.“

(Fortsetzung folgt.)

Der verwunschene Cantor.

Ein Schwank.

(Fortsetzung.)

„Er soll dafür bedankt sein!“ spottete der Cantor. „Das ist was Rechtes. Ich bedarf wohl seines Lobes? Nein, Gottlob! Wenn ich singe, so weiß Jeder, woran er mit mir ist. Ein Cantor kann, selbst wenn er wollte, Niemanden hintergehen, der gesunde Ohren hat, und es ist erst nicht nöthig, daß ein Landläufer herkömmt, um Euch meinen Gesang anzupreisen. Aber wer sich kabbalistischer Kenntnisse und Kräfte rühmt, ist freilich sicher, nicht sobald Jemanden zu finden, der ihn prüfen kann. Das weiß auch jener Spitzbube recht gut, und darauf gründet sich seine unverschämte Frechheit. Liebe Freunde! Höret auf meine Warnung! Laßt Euch mit diesem Schuft nicht ein.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Cantor und ließ die Gesellschaft in ziemlicher Aufregung zurück. Besonders machte sich der Schulmeister durch heftiges Schimpfen auf den Fremden breit. „Ich lasse mich nicht so leicht hinter das Licht führen,“ schrie er, höhniisch den Greis anblickend, der ihm vorhin sein Benehmen verwiesen hatte. „Habe ich nicht gleich erklärt, daß der Mensch ein Betrüger ist?“

„Wozu der Lärm?“ rief der Wirth mißmuthig. „Mich überzeuget Ihr nun einmal nicht. Wer weiß denn, ob die Aussage des Cantors Vertrauen verdient. Seine Warnung wenigstens war ganz überflüssig, denn der Fremde will hier nicht als Wunderthäter wirken, nur still für sich den Sabbath zubringen. Auf keinen Fall also hat er die Absicht uns zu täuschen, und was anderswo vorgegangen sein soll, und doch noch gar nicht erwiesen ist, kümmert uns nicht.“

„Ei, wenn Ihr es so nehmet, kann ich Euch nicht Unrecht geben,“ sagte der Lehrer. „Will der Mann sich hier ruhig verhalten, so habe ich nichts gegen ihn und mag ihm auch nicht Eure gute Meinung rauben. Aber Ihr könntet mir einen Gefallen erweisen. Laßt mich unter irgend einem Vorwande mit Euch zu ihm gehen. Ich bin neugierig gemacht, ich möchte wohl wissen, wie sich so ein Mann geberdet.“

„Ihr wollt ihn verspotten,“ versetzte der Wirth mißtrauisch.

„Sicherlich nicht,“ entgegnete jener, „ich will ihn nur sehen, und mit ihm sprechen.“

„Gebet das zu,“ rief ein Gast; „der Schulmeister ist ein pfliffiger Beobachter. Er wird uns einen besseren Bericht über den Fremden geben, als Ihr zu liefern im Stande seid, und wir haben dann etwas zu beschwätzen.“

„Meinetwegen denn,“ sagte der Wirth. „So nehmet den großen Methkrug und die Branntweinflasche, und kommet mit. Ich will Teller und Gläser hinauftragen, und dem Rabbi einen Imbiß anbieten.“

Sie fanden den Bal Schem in einen weiten Gebetmantel gehüllt, der ihm über den Kopf wegging und die Augen bedeckte. Er stand mit ausgebreiteten Armen und den ganzen Körper heftig bewegend. Ueber seine Lippen flogen einzelne Ausrufungen, abgerissene Sätze, dann schwieg er wieder, und schien auf eine Antwort zu horchen, auf die er neuerdings unverständliche Worte entgegnete. Der heilige Mann war offenbar in einer Verzückung, die es ihm unmöglich machte, den Eintritt der beiden Männer wahrzunehmen, die ihrerseits bei seinem Anblicke wie erstarrt an der Thüre stehen blieben, und

mit einer Beklommenheit, deren sich auch der Schulmeister nicht erwehren konnte, auf die wunderlichen Reden des Begeisterten hinhorchten, die allmählig einen gewissen Zusammenhang gewannen. „Weg, Sandarjon! weg! sage ich. — Nein! ich will's nicht glauben, Lügengeist! — Lump? Weh, weh! aber du lügst. Weg! sage ich. — Auch du, Mehallel? Raphael, du auch? Also wahr? Landstreicher? Betrüger? O, der Sünde! O, des Verbrechens! — Geglauht, am Meister gezweifelt? — Schrecklich! Aber schonet der Stadt, verderbet nicht, schonet, ich will es so — Verderben? Ich verbiete es! Gabriel! Schütze! Schirme! — Den Lasterer? Ja! Aber wartet! Nur wem ich es auftrage! Du nicht, Sandarjon! — Noch mehr? Ja! — Alles? Sprich!“ Der heilige Mann neigte sein Haupt, als wenn er scharf auf leise Reden hörte, seine Lippen bebten, als wenn sie das Gehörte nachflüsterten, und er sagte endlich laut, aber tonlos und mit dumpfer Stimme: „Ein Betrüger ist er, der sich für einen Kabbalisten ausgibt, um Ignoranten, die sich durch seine scheinheiligen Mienen täuschen lassen, Geld abzulocken. An manchen Orten hat ihm auch seine List Frucht getragen, denn er hat den Kopf voll von den ausgesuchtesten Ränken; an vielen Orten aber ist es ihm dennoch mißlungen. Man hat seine Spitzbübereien entdeckt und ihn mit Schimpf und Schande fortgejagt.“

Der Wirth stand währenddessen wie versteinert, und der Schulmeister fühlte das Blut in seinen Adern gerinnen, da er diese wunderbaren Beweise der innigen Gemeinschaft erhielt, in welcher der Fremde, an dessen Heiligkeit er selbst zu zweifeln gewagt hatte, mit den Engeln lebte, die ihm sogar, wie er nunmehr mit Entsetzen über seine Sünde erkannte, dienstbar und gehorsam waren, und die Lasterungen des Cantors mit buchstäblicher Treue berichtet hatten. Als jetzt aber der Bal Schem sein Haupt wieder aufrichtete und „Weh! weh! weh!“ rief, verlor der vernichtete Schulmeister fast das Bewußtsein, die Branntweinflasche entglitt seiner Hand und fiel klirrend zu Boden.

Dieses Geräusch verscheuchte aber offenbar die Engel und brachte auch den Rabbi aus den

höhern Regionen in die niedere Wirklichkeit zurück; denn er wendete sich rasch um und warf den Gebetmantel ab. Er schien ein wenig matt, aber sein Auge war hell und klar, und sein Gesicht leuchtete von Freundlichkeit und Wohlwollen. „Sieh da,“ sagte er, den Schulmeister scheinbar gar nicht beachtend, „mein lieber Wirth denkt an mich. Ihr bringet mir ungerufen mein Frühstück. Das ist eine dankenswerthe Aufmerksamkeit.“

„Ich dachte mir“ — stammelte der Wirth, der sich noch immer nicht erholen konnte, „ich glaubte“ —

„Ei! Ihr seid ja ganz außer Fassung,“ versetzte der Rabbi lächelnd. „Aber ich weiß wohl, was Euch beunruhigt. Was ich Euch voraus sagte, ist eingetroffen, man hat meinen Stand bezweifelt. Doch macht Euch deshalb keine Sorge, es soll deshalb kein Unglück über Eure Stadt kommen. Ich weiß, daß ein Verleumder gegen mich gesprochen hat, der Czarnikower Cantor. Gewiß haben böse Geister seine Zunge geleitet. Ihr waret also nur zum Unglauben verführt, und wer etwa von freien Stücken mit ihm übereingestimmt hat, ist damit zu entschuldigen, daß er nicht wußte, gegen wen er frevelte, und also meine Person nicht herabwürdigen konnte. Es ist ein Glück für Euch, daß ich das alles vorausgesehen habe, und hier nicht als Bal Schem aufgetreten bin, denn sonst hättet Ihr eine Sünde begangen, die kaum die schwerste Strafe büßen konnte. Wie aber die Sache jetzt steht, kann ich Euch allen von ganzem Herzen verzeihen, und will das, was etwa doch dabei noch als sündhaft betrachtet werden könnte, durch meine Fürbitte tilgen.“

Der Schulmeister holte wieder Athem, fühlte sich aber auch völlig zerknirscht.

„Ihr seid ein Heiliger! ein Engel!“ rief der Wirth. „Gesegnet sei die Stunde, in welcher Ihr mein unwürdiges Haus betreten habt. Also allen ist verziehen? Uns und dem Cantor?“

„Dem Cantor?“ fuhr der Rabbi auf, „dem Verleumder, dem Verführer, der Euch so leicht ins Verderben stürzen konnte? Nimmermehr! Er soll für Euch alle büßen! Seine Strafe soll schrecklich sein! Er hat mich angebellt wie ein

Hund, und ein Hund soll er sein! Höret, was ich Euch sage: ein Hund soll er sein. Nun gehet, laßt mich allein. Asdrubal! Herbei! Bote des Verderbens! Herbei!“

Da der Bal Schem bei diesen Worten den Gebetmantel wieder um sich warf und in neue Verzückung gerieth, beeilten sich die beiden Männer von Furcht und Schauer ergriffen, das Gemach zu verlassen, und erreichten blaß und entstellt die Schenkstube. „Ich habe gefehlt, ich habe gesündigt, ich habe gefrevelt!“ schrie der Schulmeister, sich vor die Brust schlagend. Ein Strom von Thränen schaffte ihm Erleichterung. „Was gibt es denn? Was habt Ihr? was ist vorgegangen?“ fragte man von allen Seiten. „Ihr Männer,“ rief der Schulmeister, „was haben meine Augen gesehen, was haben meine Ohren gehört! Ein Heiliger ist in diese Stadt gekommen!“ Der Wirth fiel ihm in die Rede, und begann seine Erzählung, die der Schulmeister ergänzte, und unter Ausrufungen der Bestürzung, des Schreckens, des Staunens, der Ehrfurcht und der Freude erfuhr die Gesellschaft, daß die Engel dem Bal Schem jedes Wort mitgetheilt hätten, das vorhin hier gesprochen worden war, und zwar ohne irgend eine Ausrufung oder eine Abänderung in der Reihenfolge, daß aber der Rabbi ein himmlisches Gemüth habe, allen, die der Lasterung Glauben geschenkt, Verzeihung ersuchen und nur den Cantor bestrafen wolle. Die Lebhaftigkeit der Erzählung vergegenwärtigte den Zuhörern den Vorgang so vollkommen, daß sie alles selbst zu sehen und zu hören glaubten und vor Schauer und heiliger Furcht erbleichten. Sie bestürmten die Berichterstatter dabei mit vielen Fragen nach den Einzelheiten, und die Antworten steigerten noch das Wunderbare der Begebenheit. Der Schulmeister, der sagen sollte, ob er die Engel mit eigenen Augen gesehen, glaubte bei seiner einmal erregten Einbildungskraft das fast bejahen zu können. Wenigstens versicherte er, habe ihm ein Nebel vorgeschwebt, der sich um den heiligen Mann zusammengeballt, auch zuletzt auf ihn selbst zugewälzt, und endlich die Empfindung erregt habe, als würde ihm die Flasche aus der Hand geschlagen. Der

Wirth, der keinen Nebel bemerkt hatte, glaubte dagegen die Stimme der Engel gehört zu haben. Er wollte dies zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, meinte aber doch, die eine Rede sei von einer andern Stimme, als der des Rabbi, gesprochen worden. „Genug, wir haben einen bewährten, vorzüglichen Bal Schem im Hause,“ rief einer, „und wir wollen zu ihm hinauf gehen und seinen Segen erbitten.“ „Nein! rief ein anderer, „erst laßt uns in der Stadt seine Anwesenheit bekannt machen, daß ihm die gesammte Einwohnerschaft ihre Ehrfurcht bezeige, und alle Hilfsbedürftige sich an ihn wenden.“

Die letztere Meinung behielt den Sieg, und sämtliche Gäste schickten sich zum Weggehen an. Der eine wollte nur erst sein Glas leeren, der andere suchte seinen Stock, ein dritter nahm seinen Ueberrock von einem Pflock, als ein Kind, das Söhnchen des Wirthes, mit überlautem Gelächter in die Stube trat. „Vater!“ rief er, fortwährend lachend, „wir werden einen kuriosen Cantor hören. Ich lauschte an der Thüre, weil ich glaubte, er würde sich einen hübschen Gesang einüben. Aber weißt Du, wie es klingt? Bau, bau, wau, wau, bau, wau, hui, hau! gerade wie unser Pudel macht. Es ist zum Kranklachen.“

(Schluß folgt.)

Das Haus der Ninon de Lenclos.

Dort in jenem Stadttheile, Marais genannt, der zur Zeit Ludwigs XIV. vom höchsten Adel bewohnt, jetzt der Wohnplatz des ehrenwerthen Bürgerthums von Paris ist, steht unberührt von der Zeit, im Besitze eines Kunstfreundes, das Haus der Ninon de Lenclos. Mehr als ein Jahrhundert ist über die Schwachheiten der liebenswürdigen Sünderin dahingegangen, welche es durch mehr als 60 Jahre bewohnt hatte, und darin, neunzig Jahre alt, gestorben war. Die Zeit hat einen milden Schleier über

ihre Irrthümer geworfen, und die christliche Liebe hat verziehen, was sie nicht entschuldigen darf. Ninon de Lenclos war eine außerordentliche Frau; ihre Leichtfertigkeit hatte sie gemein mit vielen Frauen des höchsten Ranges ihrer Zeit; ihre Tugenden gehörten ihr allein. Größe des Geistes, entzückende Talente, eine Redlichkeit ohne Beispiel bewohnten den lieblichen Körper. Mäßigung, Wahrheit, Ordnung und Sparsamkeit, moralische Kraft, Uneigennützigkeit, auf welche selbst königliche Anerbietungen keinen Eindruck machten, ließen sie bei beschränkten Glücksgütern ihre Unabhängigkeit festhalten. Ihre Zeitgenossen sagten: Ninon war der vollkommenste, feinste, ritterlichste Mann. Ihr Vater, ein braver adliger Offizier, hinterließ sie als Waise mit 12,000 Francs Renten im höchsten Glanze der Schönheit und Jugend. Sie kaufte dies Haus, welches halb der Vereinigungsort der vornehmsten und geistreichsten Männer und Frauen wurde. Ihre kluge Haushaltung gestattete ihr nicht nur, die Männer der ersten Staats- und Hofämter, Gelehrte und Künstler an ihrer Tafel zu sehen, sondern sie konnte auch ihrem großmüthigen Herzen genug thun, indem sie unvorsichtige Freunde und würdige Armuth unterstützte. Ninons Haus ist vollkommen erhalten, klein, aber bequem und von edler Bauart. Die ersten Künstler ihrer Zeit, Mignard und Lebrun, hatten es mit ihrem Pinsel und mit Vorliebe ausgeschmückt. Mit höchstem Interesse durchwandelt man die Räume, in welchen Corneille, Moliere, Scarron, der große Condé, die Marschälle Vendome, Villeroi, Villos u. s. w. weilten. Im zweiten Stock, in einer Reihe von vier Zimmern gegen den Garten gelegen findet man die köstlichsten Erinnerungen. In einem Cabinet ist durch Ueberlieferung die Stelle bezeichnet, wo Moliere die schönsten Werke vorlas, ebenso im Garten der Ort, wo der unglückliche und liebenswürdige Chevalier v. Billiers sich mit den Degen durchbohrte, als er erfuhr, daß Ninon, der Gegenstand seiner verhängnißvollen Leidenschaft, seine Mutter sei. In jenem Zimmer empfing sie an ihrer Toilette ihre edlen Liebhaber, und ließ ihre schönen Haare mit Heirathsversprechungen und

einst mit einem Schuldschein von 4000 Louisd'or kräufeln, der ihr geschenkt war, indem sie sagte: „Da sehen Sie, welchen Werth ich auf die Gaben eines jungen Unbesonnenen lege, wie Sie, und welcher Gefahr Sie sich mit einer Frau aussetzen würden, die von Ihrer Thorheit Nutzen ziehen wollte.“ Hier gab sie ihrem Freund Gourville die Hälfte seines Vermögens zurück, das er ihr anvertraut hatte, als er verbannt wurde, während der Großpönitentiar Frankreichs die andere Hälfte ableugnete. Nach dieser Erfahrung hatte er den Muth nicht mehr, zu Ninon zu gehen. Sie schrieb ihm: „Ich habe mir große Vorwürfe zu machen; es

ist mir während Ihrer Abwesenheit ein großes Unglück geschehen, für welches ich Ihrer Verzeihung bedarf.“ Schon glaubte Gourville, dies Unglück beziehe sich auf sein ihr anvertrautes Gut, aber er las weiter: „Ich habe die Neigung für Sie verloren, aber nicht mein Gedächtniß; kommen Sie also zu mir, nehmen Sie Ihre 20,000 Thaler in Empfang und leben wir künftig als Freunde.“ In demselben Zimmer empfing sie die Königin Christine von Schweden, die fruchtlosen Anträge Richelieu's, den jüngeren Fontenelle und Voltaire als Knaben, die gekommen waren, das Wunder des Jahrhunderts zu sehen.

F e n i l l e t o n .

Flugsburg. Die A. Allg. Ztg. bespricht in einem ausführlichen Artikel die neuerlich erschienenen „Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel, Stuttgart, bei Cotta.“ Es wird darin u. A. gesagt: „Kinkel, der auf der rheinischen Hochschule einen Kreis begeisterter Jünglinge um sich geschaart gesehen, sitzt in der Sträflingsjacke im Zuchthause in Pommern und verrichtet angemessene Arbeit,“ und seine Frau, die geniale Meisterin der Musik, die über einen schönen Kreis von Frauen und Mädchen mit ihrem Zauber gewaltet hatte, umfängt weinend ihre Kinder und erzählt ihnen vom Vater, den das Schicksal ferne, ferne hält, — vielleicht lange Jahre noch! Wer daran denkt, dem widerstrebt es in innerster Seele, dem zwischen Börse, Diner und Theater eilig bewegten Publikum eines politischen Blatts die unendlichen Schönheiten, den unwiderstehbar gewinnenden Reiz dieser Erzählungen auseinanderzulegen. Man kann das nicht von außen, mit einem raschen Blick durch das Fenster, anschauen, sondern muß sich vom Dichter selbst hineinführen lassen in die Fülle seiner Bilder und Gedanken, in die Gärten der Phantasie, deren Schöpfer mit keinem Blick die Mauern seines Kerkers durchdringen konnte, um die Seinigen am Weihnachtabend zu schauen, während wir uns im seligen Genusse seiner Dichtungen wiegen. Das Kriegsgericht konnte und durfte den Mann, der zu den Waffen gegriffen hatte, nicht fragen: ob seine Hand früher die Feder oder den Pflug

geführt. Es that der unerbittlichen Gerechtigkeit genüge. Aber es ist zu hoffen, daß — wenn die schwere Stunde der Sühne und der Prüfung vorüber — des Königs Milde die eisenschweren Thüren des Kerkers öffne, und den Vater seinen Kindern, der deutschen Geisteswelt einen ihrer ersten Söhne zurückgebe. — Nur ein so serviles Diplomaten-Organ, wie die Flugsburgerin, kann von dem Könige eine Begnadigung hoffen! —

Berlin. Denunciation: Da man noch immer Leute mit abgeschnittener Ehre herumgehen sieht, da noch immer Beamte angeklagt werden, ohne sich eines Grundes hiezu bewußt zu sein, da ferner beinahe täglich ein guter Ruf gemordet, und unzählige Hoffnungen vernichtet werden, glauben wir, daß es nicht unzweckmäßig wäre, in den Palästen des Adels und der Reichen, berüchtigten Redaktionsbureau's, Theesellschaften, Kasernen, und andern Orten noch einmal eine genaue Durchsuchung wegen verborgnen Waffen unternehmen zu lassen.

* * Der „Freischütz“ ist in neun Sprachen übersetzt. Die italienische Operngesellschaft in Berlin gibt diese Oper in italienischer Sprache (vom Prof. Rossini in Linz übersetzt); ins Französische von Castil-Blaze, ins Dänische vom Professor Dehleschlager, ins Schwedische von Dr. Tegner, ins Russische von Satow, ins Böhmische von Dir. Stiepanek, ins Polnische von Bogulawsky, ins Englische von Cornwall Barry

und ins Holländische von einem Ungenannten. Die Letzte ist die schlechteste.

* * Freie Gedanken kommen durch die Linte in den Druck, ihre Schöpfer durch den Druck in die Linte.

* * Wie weit die Reaction der Junker geht, zeigen unsere Zeitungen, welche einen förmlichen Absagebrief, gleich den Absagebriefen der Raubritter des zwölften Jahrhunderts, von dreizehn adligen Herren aus dem Magdeburgischen an das jetzige Ministerium brachten. Sie meldeten diesem darin, daß sie bisher seinen rettenden Thaten zugejauchzt hätten, nachdem sie aber sich überzeugt, daß die Minister in ihren vorgelegten Gesetzentwürfen: Grundsteuer, Jagdgesetz, Ablösungen, den Grundsätzen der Revolution anhängen, und wenig besser wären als ihre Vorgänger, so kündigten sie ihre offene Feindschaft an und sendeten diesen Absagebrief an sie.

Kaum kann man die Lächerlichkeit weiter treiben, aber diese Wartensleben, Schierstädt, Blotho und wie sie weiter heißen, haben ein zahlreiches Gefolge anderer Don Quixotes der Reaction hinter sich.

* * In Preußen gibt es jetzt nur zwei politische Parteien, eine geheimräthliche und eine geheime röthliche.

* * Der Bürger Buffey veröffentlicht folgende Erklärung: „Ich habe gehört, daß man mir nach Erfurt wählen will. Ich erkläre hiermit feierlich, daß ich die Wahl nicht annehmen thue. Ich soll mir wohl später davor von 'n Ministerium Jacoby-Lemme uf'n Hochverrath inspunnen lassen? Ne, so dumm sin wir nich! Bleibe in Berlin, un nähre dir von Kartoffeln, des is mein Wahlpruch.“

* * Unter den Sträflingen, die aus den schlesischen Zuchthäusern am 9. Januar in das Zellengefängniß bei Berlin gebracht wurden, befindet sich ein Jurist, der, als Freiwilliger aus dem Feldzuge von 1815 zurückkehrend, einen Bauer wegen einer Summe von 800 Thalern unterwegs ermordete, zu lebenswieriger Strafarbeit verurtheilt wurde, und dem bald darauf ein Vermögen von mehr als 100,000 Thalern durch Erbschaft zufiel.

* * Die Zeitungen sprachen von einer polizeilichen Maßregel gegen einen „häufig mit Erfolg extemporisirenden Schauspieler“ der Königsstädtischen Bühne. Die Maßregeln haben aber einen viel weiteren Umfang und beziehen sich auf alle Bühnen. Wir wissen nicht, wie weit die barbarischen Verstümmelungen des „Ham-

let“ — „Heinrich IV.“ ic. auf der Königlichen Bühne polizeilichem Einflusse zuzuschreiben sind, sie hängen aber damit zusammen. In Bezug auf die Königsstädtische Bühne ist — wie man versichert — ein Cabinetsbefehl an das Polizeipräsidium ergangen, politische Anspielungen, die „aufregen“ — d. h. die das Publikum mit lebhaftem Beifall begleitet — durchaus nicht mehr zu dulden, mit besonderer Drohung, daß Herr Grobecker nöthigenfalls von der Bühne weg arretirt und ausgewiesen werde, wenn er seine vis comica noch ferner zu politischen Anspielungen Partei nehmen lasse. Die Drohung ließ merken, daß auch eine Theaterzensur der Mimen streng anzuwenden sei. In dem Texte der Possen: „Berlin bei Nacht“ und die „Teufels Wette“ ist notorisch nichts Unliebsames gefunden worden, was in Bezug auf erstere Posse sogar von Sr. Majestät dem Könige, welcher sich unlängst das Textbuch vorlegen ließ, bestätigt ward. Dennoch ist dieselbe Posse, die durch alle Phasen des Belagerungszustandes unangefochten blieb, jetzt Gegenstand vielfacher Denunciation, weil einige neue Einlagen, die nach sorgfältiger Censur der Direction durchaus harmloser Natur sind, diesem oder jenem untergeordneten Polizeidiener nicht gefallen. „Der Genius Octroa“ ward bekanntlich ganz verboten. Jetzt ist diese Posse mit allen Bildern und Vermehrung des Textes im Buchhandel (Berlin, Lassar) erschienen. (Es ist die zweite Auflage. Die erste war in der Druckerei von Möser und Kühn plötzlich gegen Wissen und Willen des Verfassers und Eigenthümers verkauft oder verschwunden. Die Drucker erboten sich, nach Abzug ihrer Verdienste, die Hälfte des vorher vom Verfasser ungefähr bestimmten Ladenpreises zu zahlen, wobei sie sich weigerten, ihrer Verpflichtung in Bezug auf die Herstellung der noch fehlenden Zahl der Auflage nachzukommen.) Man begreift nicht, wie diese gelinde Komik zu einem Verbote hinreißen konnte. Die größere Posse des Verfassers des „Genius Octroa“ — welche Herr Weyrauch zu seinem Benefiz am 9. Januar auf der Friedrichs-Wilhelmstädtischen Bühne geben wollte, ward, nachdem schon Alles vorbereitet, einstudirt und probirt war, den Tag vorher noch verboten und wahrscheinlich bloß des Titels wegen, der auf den Betteln vorher bekannt gemacht war. Mehr konnte der Polizei unmöglich von der Posse bekannt sein — also eine Art von Theater- und respective Mimencensur, die viel lästiger und zerstörender wirkt, als jemals die väterliche vor den Märztagen. — Die Tyrannei und das — — — Treiben ihrer — — — Söldlinge

und Bluthunde ist wieder in voller Blüthe im christlich-germanischen Staate.

Coburg. Der Bassist Gerl, schon lange in Streit mit dem Schriftsteller Schlönbach, mißhandelte denselben wegen einer ihm mißliebigen Recension am hellen Tage auf der Straße und erhielt in Folge dessen sofort seinen Abschied vom Hoftheater. Keine anständige Bühne sollte Herrn Gerl auftreten lassen!

Erfurt. Eine alte Nonne hat seit der Aufhebung ihres Klosters, des Martinsklosters, welches jetzt eine Kaserne ist, in dem Hause des Pfarrer Liebherz an der Martinskirche als Haushälterin gelebt. Vor einigen Wochen geht sie, wie gewöhnlich, früh um 8 Uhr in die Frühmesse der Martinskirche. Als der Gottesdienst anfangen soll, wird gemeldet, daß der Organist krank sei und nicht fungiren könne. Die Nonne, die in ihrem sonstigen Kloster Orgelspielerin gewesen und schon früher vicarirt hatte, eilt zur Orgel hinauf, die sie, jetzt 73 Jahr, seit 12 Jahren nicht mehr berührt hatte, und spielt mit herrlichem Schwung, den die Gemeinde bewundert, bis zum Gloria. Da fährt sie mit der Hand über die ganze Klaviatur hin, so daß sich der Klang einer Aeolsharfe bildet, die Orgel verstummt, und die Nonne liegt todt vor dem heiligen Instrumente. Das Wochenblatt meldete: „Jungfrau Louitgradis Trapp, gebürtig aus Weißbach in Franken, Conventualin und Organistin des vormaligen St. Martiniklosters und Lehrerin der damit verbundenen Mädchenschule, 73 Jahre alt, starb am Nervenschlag.“

* * Im Jahre 932 wurde unter Kaiser Heinrich I. eine Kirchenversammlung in Erfurt gehalten, welcher beinahe alle Prälaten Deutschlands beiwohnten. Im Jahre 935 fand dort unter demselben Kaiser eine Reichsversammlung statt, auf welcher dessen Sohn, Otto der Große, durch die Fürsten zu seinem Nachfolger gekürt wurde. In den Jahren 1073 und 1074 hielt Erzbischof Siegfried von Mainz zwei Synoden ab. In den Jahren 1170 und 1180 hat Kaiser Friedrich der Rothbart das Weihnachtsfest in Erfurt verlegt. Zwar wird eines von ihm in Erfurt im Jahre 1176 abgehaltenen Reichstages in mehren Chroniken gedacht; andere Verhältnisse, namentlich die Kämpfe, welche Kaiser Friedrich in Italien zu führen hatte, lassen es aber bezweifeln. Auf dem im November 1184 hier abgehaltenen Reichstage warf sich der mächtigste aller deutschen Fürsten, Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern, zu Kaiser Friedrichs Füßen und flehte um

Gnade und Enthebung von der Reichsacht. Hundert Jahre nach dem Verweilen des großen Hohenstaufen, Kaiser Friedrich des Rothbarts in Erfurts Mauern, hielt Kaiser Rudolph von Habsburg seinen letzten Reichstag im Jahre 1289 in Erfurt. Er zog am 14. December ein, um ebenfalls das Weihnachtsfest im berühmten Peterkloster zu feiern. Erfurt wurde der Schauplatz glänzender Feste, von denen die Sage noch zu erzählen weiß. Des Congresses im Jahr 1808, wo Napoleon auf der höchsten Stufe seines Ruhmes stand, erinnern sich manche der Zeitgenossen noch.

Gaeta. Proclamation der päpstlichen Amnestie. Nachdem Ruhe und Ordnung zurückgekehrt sind, und die Herzen unserer Unterthanen wieder in alter Liebe und Anhänglichkeit für uns schlagen, haben wir beschlossen, zur Feier dieses glücklichen Ereignisses einen außerordentlichen Akt der Gnade zu begeben, das Geschehene zu vergessen, und eine umfassende politische Amnestie zu ertheilen. Eine Versündigung wäre es jedoch an unserem Volke, wenn wir diese Amnestie auch auf Jene ausdehnten, welche die unverbesserlichen Feinde dieser Wohlfahrt sind, und in gerechter Erwägung dessen nehmen wir also von der Amnestie aus: 1) Alle Urheber und Häupter der revolutionären Bewegung; 2) alle diejenigen, welche sträflichen Sinnes die Waffen gegen uns geführt haben; 3) alle diejenigen, welche diesen Waffen den Sieg gegönnt haben; 4) alle Mitglieder der Volksvereine; 5) alle diejenigen, welche nicht offen für uns Partei genommen haben; 6) die gesammte Nachkommenschaft obiger fünf Klassen, inbegriffen diejenigen, welche nach 11 Monaten vom heutigen Tage an geboren werden sollten. Zur Feier dieses frohen Ereignisses befehlen wir endlich, daß Rom heute Abend freiwillig illuminirt werde. Gegeben zu Gaeta. Wir ꝛc. ꝛc.

Gotha. Wie ehemals ein kleiner deutscher Prinz erzogen wurde, lesen wir als Curiosität mit größtem Interesse in einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Gotha urkundlich erzählt. Wir finden da eine ausführliche Verordnung von Fr. v. Bernikav für den Prinzen von Sachsen-Weimar, Johann Wilhelm's Sohn, und theilen davon Folgendes wörtlich mit: Wenn der Prinz aufgestanden und den Nachtpelz durch Darreichung der Junker umgenommen hat, sollen ihm in der Stube durch den Schneider mit Handreichung der Junker und Edelknaben Hosen und Wamms angezogen werden. Dann sollen die beiden Junker und ein Edelknabe Handruch und

Waschwasser reichen und der Barbier ihm das Gesicht mit einer nassen Serviette bestreichen (Bart fehlte noch) und waschen lassen. Darauf soll der Barbier Ihro Gnaden mit einem silbernen Instrumente die Zunge ferner rein schaben, auch die Ohren mit einem Ohrlöffel säubern lassen etc. — Nach dem Anziehen ist dem Herrn Präceptor die Art der Gebetsverrichtung für Ihro Gnaden, wobei drei Edelknaben und der Zwergk hinter selbigen treten mußten, genau vorgeschrieben. Eine besondere Gebetordnung war von Dr. Melissander für Ihro Gnaden abgefaßt; das zweite Gebet beginnt: „Behüt uns für die Türken, vor den Moscowiten u. s. w. und allen Kotten.“ (Man fleht, Manches paßt noch.) Auf das Gebet folgte ein Frühstück „von ein Hunen- oder Fleischbrülein“ mit Semmel unterschritten ohne Fleisch, auf daß Sie dadurch den Leib und das Haupt stärken und zum Studium desto geschickter sind. Um 10 Uhr findet die Mahlzeit statt, mit Tischgebet vor- und nachher. Um 2 Uhr wird für Ihro Gnaden ein Trunk Bier aus dem Keller geholt und ihm während des Unterrichts gereicht. Die Abendmahlzeit wird um 5 Uhr gehalten; um 8 Uhr das Abendgebet. Endlich bekommt der Prinz noch einen Trunk Bier, wird durch den Schneider, die Junker und Edelknaben ausgezogen und um 9 Uhr mit andächtiger und herzlicher Segnung zur Ruhe gebracht. — Es ist possirlich genug, zu sehen, welche Mühe man sich damals gab, um den übrigen Adamiten glauben zu machen, die jungen Prinzlein seien Geschöpfe anderer Race und von besondern Eigenschaften. Aber der Glaube blieb eitel Aberglaube und schwand dahin. Freilich war es trotz der diäten Lebensweise ein großer Fehler, „durch Hunen- oder Fleischbrühe das Haupt zum Studium zu stärken und geschickter zu machen,“ während andere beim Wassertrinken sich ohne Beschwerde zu Präceptoren der jungen Fürsten bildeten.

Gumbinnen. Krotinus ist der Beschützer und Beförderer des Schmuggelhandels auf der ganzen russisch-preussischen Grenze. Die Grenzbewohner sind ihm alle unterthan. Die russischen Soldaten sind seine besten Freunde; denn der Schmuggel bringt reiche Ernten. Seine Bande soll 600 Mann stark sein. Wo er hinkommt, ist er ein lieber Gast, denn er bringt Geld. So war er in einem Dorfe bei einem Tanzvergnügen nahe daran, von zwei Gensd'armen gefangen zu werden. Doch wie diese eintraten, ertönte die Fidel zum Tanz, Zuchheisa, fidum, und die Mädels um die Polizei herum. Ist den Herren nicht gefällig, ein Länzchen zu

wagen? Wir haben schon lange nicht die Ehre gehabt. So wurde den Gensd'armen von den Mädels Schach geboten. So waren die Gensd'armen gefangen, indes Krotinus mit einem neckischen: „Geht Euch wohl, Ihr Herren, auf ein bald'ges Wiedersehen!“ wie der Wind durch's geöffnete Fenster davon flog und die Mädels riefen: „Komm wieder, Krotine, wieder, wieder!“ Die preussischen Grenzbewohner gehen für ihn durch Feuer und Wasser. Er schafft ihnen Brot, während sie sonst bei der Grenzsperrre in Elend leben müßten. Auch gute Lehren weiß Krotin mit Nachdruck zu geben. Ein preussischer Forst-Candidat wurde wegen seines hochfahrenden und tyrannischen Benehmens bei ihm angeklagt. Eines Tages, als der Candidat in den Wald reitet, erblickt er einen Mann, der seine Doppelbüchse auf ihn anlegt. „Halt!“ donnert dieser dem Candidaten zu, „ich bin Krotinus. Steig' er vom Pferde, sonst jag' ich ihm eine Kugel durch den Kopf.“ Der Candidat, erschrocken, steigt vom Pferde. Krotin hält ihm nun sein Betragen vor und schließt mit der Warnung: „Bessere er sich; für diesmal kommt er mit dem Schreck davon; höre ich von ihm wieder Schlechtes, dann wird's schärfer kommen. Jetzt mach er sich davon.“ Der Candidat hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder zu Pferde zu setzen und davon zu reiten. Bei seiner Bande hat Krotinus einen furchtbaren Respect. Er hält aber auch eine strenge Zucht. Einen von seinen Leuten, der gestohlen, ließ er an einen Baum aufhängen und darunter eine Tafel mit der Warnung setzen: „So straft Krotin den Dieb.“ Solche Leute sind die natürlichen Produkte einer unnatürlichen Grenzsperrre. Krotin öffnet die Grenze, was die Diplomatie nicht vermag. Darum hat er solchen Anhang, während er sonst als gemeiner Räuber längst im Zuchthaus säße.

London. Am 27. Dec. v. J. wurde eine Versammlung zu dem Zwecke abgehalten, statt der jetzt üblichen Beerdigung der Todten ihre Verbrennung einzuführen. Der Erfolg dieses Meetings war die Bildung eines Vereins, dessen Mitglieder einwilligen, im Falle ihres Hinscheidens die Verbrennung an sich vollziehen zu lassen, um durch ihr Beispiel die öffentliche Meinung hierfür zu gewinnen. Die nächste Veranlassung zu diesem Verein war der pestartige Aushauch der Kirchhöfe, die in London mitten in der Stadt sind und vielleicht der Bösartigkeit der Cholera keinen geringen Vorschub geleistet haben. Es wurde in der Versammlung ein historischer Ueberblick über die Art der verschiedenen Völker, mit dem Körper der Verstor-

benen zu verfahren, gegeben und besonders an die Sitte der alten Juden, Griechen und Römer, ihre Todten zu verbrennen, erinnert und darauf hingewiesen, wie sowohl die Pietät gegen den Verstorbenen, den man durch die reinigende Kraft des Feuers dem zerstörenden Reiche des Gewürms entziehen, als auch die Liebe der Hinterbliebenen, die an der Asche des Verbrannten ein ewiges, unzerstörbares Denkmal besitzen, und wie sonstige Gründe die Verbrennung der Gestorbenen empfehlen. Da diese Einrichtung sehr vernünftig, wird sie wohl in Deutschland keine Nachahmung finden.

* * Man hat in England ein Exemplar eines am Bord des Kriegsschiffes *Arrogant* verfaßten, gedruckten und herausgegebenen Blattes erhalten, welches den Titel „*Arrogant journal*“ trägt — gewiß das erste Beispiel einer auf der hohen See redigirten und veröffentlichten Zeitung. Sie enthält unter Andern eine ausnehmend anziehende Schilderung von dem großartigen *Vulcan Kiranea* auf den Sandwichinseln, die von dem Wundarzte Dr. Nees abgefaßt ist.

* * Gustav von Struve, hat auf das erste Jahr der Republik, welches im März 1850 beginnt, einen Volkskalender herausgegeben. Das Christenthum mit seinen Sonn- und Festtagen wird abgeschafft, dagegen werden mit dem echten Menschenthum der Freiheit, Wahrheit und Liebe, vier Festtage der Jahreszeiten und zwölf Feste der größten Männer der Weltgeschichte eingeführt. Zu diesen gehören Moses, Solon, Sokrates, Leonidas, Brutus, die Gracchen, Christus, Hermann, Tell, Huß, Luther und Washington. Die Monate und Wochentage erhalten bis auf den Freitag andere Namen, wie Arbeitstag, Strebetag, Vereinstag, Brudertag, Lohntag und statt der Heiligen im Kalender werden Männer wie Marat, Robespierre, Dortu, Trübschler u. aufgeführt. Die beigegebenen Aufsätze predigen in den ergreifendsten Schilderungen Tod und Verderben allen Tyrannen und Sclavenseelen. Hier hätte Vergebung und Besserung gepredigt werden sollen! Nebenbei erfahren wir auch, daß die Deutschen aus Thracien stammen und der Sängerkönig Orpheus unser Stammvater sei. Den Schluß macht ein Gedicht: „Kampf der Gegenwart“ worin die fünf Geißeln der Menschheit: die Fürsten, die Adligen, die Beamten, die Pfaffen und die Geldsäcke geißelt werden.

Madrid. Die spanische „Brüderschaft für die Errettung aus der Todssünde“ besitzt zwei große Häuser in Madrid, eines für die Schuldigen, eines für die Verirrten. „Eine Frau,“

berichtet der Spanier Cuendias, „die ans Haus der Brüderschaft anklopft, braucht kein Zeugniß vom Polizei-Commissär des Stadtviertels oder vom Pfarrer des Kirchspiels oder von einem Comite-Mitglied vorzuzeigen. Das Wort: Ich bin Mutter! öffnet ihr das Thor und verschafft ihr all die zarte Rücksicht und Pflege, welche die Tugend im Unglück und die verführte Unschuld gleich sehr verdienen. Die edle Brüderschaft versteht ihre heilige Sendung; sie weiß, daß jene demüthigen Förmlichkeiten, welche man in der Gesellschaft „nothwendige Vorichtsmaßregeln“ zu nennen beliebt, nur eine unnütze, das Unglück verhöhnende Grausamkeit sind. Das Opfer des Glends oder der leichtgläubigen Liebe wird an der Thüre des Asyls von keiner rohen Neugier gequält. Niemand verlangt ihren oder ihres Verführers Namen zu wissen. Verläßt sie das Haus, so bekommt sie ein mit Personalbeschreibung versehenes Zeugniß, welches ihr unfehlbar die Pforten des Vaterhauses öffnet und sie vor jedem harten Worte schützt. „Die Brüder,“ so lautet die Formel dieses Zeugnisses, „stehen den Vater und die Mutter der Ueberbringerin an, nicht zu vergessen, daß Gott ihrem Kinde verziehen hat, und daß ihre Tochter Mitleid und Trost verdient. Gott, unser Herr, wird ihnen dafür auch vergeben!“ — Wehe dem Vater, der trotz dieser frommen Ermahnung sein Kind zu verstoßen oder nur lieblos zu empfangen wagte! Er würde allgemein für einen Menschen ohne Religion und Glauben erklärt und in die stillschweigende Nacht zugethan, würde, trotz Rang und Stand, gemieden werden wie ein Paria. — Man wird uns vielleicht einwenden, daß die Brüderschaft ihr Vertrauen zu weit treibe, daß sie oft von Heuchlern mißbraucht werden müsse u. s. w. Habt keine Angst! Dem ist nicht so. Wir wissen nicht ein einziges Beispiel, daß ein bekehrter Verbrecher, der nur einige Monate im Hause der Todssünde gewesen, später rückfällig geworden wäre — und das ist natürlich. Der Aufenthalt im Hause bringt keine Unehre, sondern verleiht ein Recht auf die öffentliche Achtung, da man weiß, daß nur freiwillige Lust zur Besserung den Unglücklichen hinführt; niemand zwingt ihn, dort anzupochen. Es ist keine Polizei-Anstalt, kein Zuchthaus, kein Arbeitshaus, kein Bettlergefängniß, wie man es in civilisirten Ländern sieht. Und der Glende, der das heilige Asyl verlässe, um von Neuem der Schande nachzulaufen, könnte nie mehr auf Gnade und Mitleid rechnen. Dies weiß man. Die öffentliche Meinung straft tausend Mal härter als das Gesetz.

Neapel. In dem San Carlotheater ist Schillers „Kabale und Liebe“ aufgeführt worden. Nicht möglich? Allerdings, aber nicht deutsch, sondern italienisch und nicht als recitirte Tragödie, sondern als Oper. Irgend einer hat das Buch bearbeitet und es „Luisa Miller“ genannt, Verdi hat die Musik dazu gemacht. Das mag eine saubere „Kabale und Liebe“ sein!

Paris. Wir entnehmen aus einem biographischen Berichte über Donizetti, den ein Hr. Scudo in seinem musikalischen Feuilleton gibt, daß der Maestro, als er 1843 nach Paris zurückkehrte, gleich beim Aussteigen aus dem Wagen für das italienische Theater die Oper „Don Pasquale“ improvisirte. Er soll, wie es heißt, nur acht Tage daran gearbeitet haben, weshalb er auch, als man ihm erzählte, daß Rossini vierzehn Tage gebraucht hat, um seinen „Barbier von Sevilla“ zu schreiben, im Scherz sagte: „Das wundert mich nicht, er ist so faul!“

* * Im Jahre 1849 erschienen in Frankreich 7378 Bücher, 7075 derselben sind neue Veröffentlichungen. 43 Werke erschienen in den verschiedenen Dialekten. Die ausländische Literatur ist in 303 Büchern vertreten, nämlich 48 englische, 15 deutsche, 1 arabisches, 44 spanische, 46 griechische, 4 hebräische, 28 italienische, 104 lateinische, 1 polnisches, 11 portugiesische, 1 russisches. Die oceanische Sprache und die hindostanische sind in 2 Werken vertreten.

Peking. Ein Russe, der sich 10 Jahre lang in Peking bei der russischen Mission aufgehalten, erzählt: Man kann sich nicht vorstellen, aus wie vielen Abtheilungen und Unterabtheilungen die Kleidung des Chinesen besteht; jede Jahreszeit bringt einen Wechsel der Tracht mit sich, und dieser durch Gewohnheit eingesezte Wechsel wird von den anständigsten Chinesen eben so unverbrüchlich gehalten, als die Vorschrift der Mode von unsern Damen, mit dem Unterschiede, daß die Mode in China keinen Einfluß hat und der Kleiderschnitt des Großvaters und Vaters auch am Kleide des Sohnes und Enkels zum Vorschein kommt und wahrscheinlich auch zum Ur- und Ururenkel übergeht; nur die Façon der Mützen und Schuhe wechselt beinahe jährlich. Jedoch darf man nicht wähen, der Wechsel der Kleider beim Wechsel der Jahreszeit sei eine Sache der Liebhaberei, — keineswegs; sobald die bestimmte Zeit eintritt, verkündet ein kaiserlicher Befehl dem Volke, daß von diesem Tage an die Frühjahrs- und Sommermützen mit den Sommermützen, oder die

Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden müssen. — Vor einer ähnlichen Einrichtung bei uns würden sich unsere Modedamen und Herren doch schönstens bedanken; die Chinesen sollen sich aber dabei recht wohl befinden. In einem Lande, wo sich die landesväterliche Guld und Fürsorge bis auf die Mützen erstreckt, kann sich's aber auch nicht anders als höchst angenehm und sicher wohnen?! — Dahin! dahin! Ihr Reactionaire, müßt Ihr ziehen! —

Kastatt. Zum Kauf gesucht wird ein deutsches Wörterbuch, welches ein bezeichnendes Wort enthält für das Verfahren des Kriegesgerichtes in Baden. Dasselbe darf aber keine grobe Injurie sein.

Stettin. Einer der bedeutendsten Vertreter der speculativen Theologie ist der gelehrte Gengel aus Stettin. Derselbe war als Student der evangelischen Theologie in Halle ein fanatischer Anhänger specifisch konfessioneller — Freitische. Als die Actien der Candidaten des Predigtamtes zu fallen anfangen, und dagegen etwas mehr in Liberalismus zu machen war, wurde er ein Liberaler und Redakteur der „Staffette“ des Herrn Philippi. — Als der große Ronge seinen Triumphzug durch Deutschland hielt, nahm er mit mehreren andern Helden des gemäßigten Atheismus auch den großen Gengel in das Schlepptau seines Ruhmes, und setzte ihn endlich in Stettin ab, wo derselbe einige Jahre hindurch als freisinniger Hirt der deutschkatholischen Heerde die Odermündungen vom Drucke römischer Herrschaft und von den Fallstricken jesuitischer Hinterlist befreite. In diesem Augenblick, da Deutschkatholicismus und Freisinnigkeit als Gegenstände der Spekulation sehr diskreditirt sind, hat er sich auf eine neue Industrie geworfen, indem er als einer der begabtesten und eifrigsten Redner im „Treibunde für König und Vaterland“ die Straßen der Residenz unsicher macht. Das nennt man doch speculative Theologie! Sollten wir auch einmal mit dem Treibunde zu Grunde gehen und dann in Geldnoth sein — wer weiß! dann werden wir liberal, dann geben wir wieder die Staffette heraus und — bei Philippi sehen wir uns wieder!

Wien. Folgende statistische Zusammenstellung der Schicksale der österreichischen Minister seit 1848 dürfte nicht uninteressant sein. Neun sind in andern Staatsämtern (Baumgärtner, Rübeck, Kolowrat, Dobblhof, Sommaruga, Fiquelmont, Gordon, Zanini, Montecucoli,) vier haben sich ins Privatleben zurückgezogen

(Pillersdorf, Schwarzer, Hornbostl, Wessenberg,) vier sind flüchtig (Kossuth, Szemere, Horvath, G. Batthyanyi,) drei wurden wahnsinnig (Stadion, Laase, Szekeny,) zwei sind verwiesen (Metternich, Sedlnitzky,) einer ermordet (Latour,) zwei hingerichtet (Csanyi durch den Strang, Ludwig Batthyanyi durch Pulver und Blei.) Seit dem März 1848 sind also nicht weniger als 24 Minister abgesetzt worden.

* * * Ritter von Eschabuschnigg hat berechnet, daß die Menschheit wenigstens 130,000,000,000 Mal die Frage jährlich wiederholt: „Wie geht es Ihnen? wie befinden Sie sich?“ und auf diese Frage sammt Anhang 2,166,666,666 Stunden verwendet, und somit, wenn man auf einen Tag acht Arbeitsstunden rechnet, 270,833,333 Arbeitstage. Auch eine Berechnung des Gähnens hat er gemacht und sagt: „der artigste Mensch gähnt in einer Gesellschaft doch zehn Mal: macht nur 500 solche Acte in einer Gesellschaft (deren er 104,000,000 auf das Jahr rechnet,) doch im Ganzen für das Jahr 52,000,000,000 und einen zu zwei Secund. angeschlagen: 3,611,111 Arbeitstage. Der geringste Lohn eines Arbeitstags wäre ein Frank; die Frage: wie befinden Sie sich? und das gesellige Gähnen kosten daher das menschliche Geschlecht im Jahr mindestens 274,444,444 Fr., d. h. über 73 Millionen Thaler.

* * * Dr. J. B. Rousseau, aus Preußen gebürtig, Wildner-Maithestein'scher Religion, Wittwer und Vater der zwölf schlafenden Jungfrauen, seines Handwerks unbefugter Dichter, hat sich laut Protokoll, das in gerichtlicher Form über ihn aufgenommen wurde, der Theilnahme an der Rebellion und des Einverständnisses mit den Insurgenten schuldig gemacht, indem er für ein hiesiges Blatt lange Zeit hindurch die Leitartikel schrieb, wodurch das Publikum vom Lesen dieses Blattes abgehalten wurde, und somit über den wahren Sachverhalt der Dinge nicht aufgeklärt werden konnte. Ferner hat derselbe auch Soldaten zum Treubruch zu verleiten gesucht, indem er ein Gedicht dem Kriegsministerium überreichte mit dem Ansuchen, daß die Soldaten genöthigt werden sollten, diese Verse immer, wenn zum Gebete getrommelt würde, vor sich herzusagen. Ferner hat sich derselbe durch Verfassung einer Legendenglorie eine persönliche Beleidigung aller christlichen Heiligen zu Schulden kommen lassen. Insbe-

sondere aber klar am Tage liegt sein Verbrechen des versuchten Umsturzes der Verfassung vom 4. März. Schlauer Weise versuchte er nämlich das in der Verfassung vom 4. März ausgesprochene Princip der Gleichberechtigung allen Völkern der östreichischen Monarchie verhaßt zu machen, indem sein Plan, der noch frühzeitig genug entdeckt wurde, auf nichts Geringeres ausging, als eben im Sinne dieser Gleichberechtigung eine vollständige Sammlung seiner Werke in allen Sprachen der östreichischen Monarchie herauszugeben. — Dr. J. B. Rousseau wurde demnach in Folge strafrechtlichen Erkenntnisses zum Tode durch Hinrichtung mittelst Legendenglorien verurtheilt, welches Urtheil aber in Folge eingetretener mildernder Umstände zu zehnjähriger Schanzarbeit in der „Friedenszeitung, (der Wiener Kreuzzeitung)“ womit natürlich wegen Mangel an Abonnenten auch oftmaliges Fasten verbunden ist, umgewandelt wurde. — Wien, im Jahre des Unheils 1850. Von der öffentlichen Meinung. (Punch.)

* * * Katechismus für Arbeiter. Wer lange arbeitet, lebt lange. Freue dich, daß du arbeiten kannst, denn so lange bist du gesund, und Gesundheit ist das kostbarste Gut auf der Erde. — Je mehr du arbeitest, desto mehr kannst du essen. Je mehr du aber trinkst, desto weniger wirst du arbeiten. — Der erste Arbeiter war Gott; er hat sechs Tage nacheinander gearbeitet, und am siebenten geruhet. Von einem blauen Montag war damals keine Rede. — Sei stolz darauf, daß du im Schweiße deines Angesichtes dein Brot erwirbst, denn jene, die im Wohlleben ihre Tage verbringen, entbehren oft, was du besitzt — den Frieden im Herzen. — So lange du Achtung gibst, bist du auch berechtigt, Achtung zu fordern. Du bist so gut ein Bürger im Staate, wie derjenige, dem du arbeitest. Du hast die Kraft und er das Geld; wenn Arbeit und Kapital sich freundlich verbinden, dann muß dem allgemeinen Wohle Segen ersprießen. — Wenn ein Mensch arbeiten kann und nicht will, so steht es schlimm um ihn. Wenn ein Mensch arbeiten möchte und keine Arbeit findet, so steht es schlimm um die Gewerbe. Wenn aber ein Mensch arbeitet und doch nicht so viel verdient als er zur Fristung des Lebens bedarf, dann steht es schlimm um das ganze Land.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.